
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 1. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Schlüsse? Hehe!“ sagte der Alte mit ärgerlichem Lachen. „Wollen Sie der Welt mit den Methoden eines Kriminalkommissars nahekommen? Da habt ihr nun eure ganze Wissenschaft: Schlüsse ziehen! Solange die Welt schweigt — und das tut sie für euch —, sind Schlüsse nicht kräftiger als ein gebogener Draht bei einem Geldschrank. Ihr habt das Kennwort vergessen . . . Beileid! Empfehle mich!“ Hoffmann machte sich davon — mit jenen eigentümlichen und unerwarteten Bewegungen, die Sinklar auch diesmal wieder an eine flügellahme Amsel erinnerten.

Unweit war eine Bank, über die eine junge Esche ihre Zweige hängen ließ. Sinklar setzte sich.

Kleine Dinge, kleine Begegnungen hatte ihm dieser Vormittag gebracht, eigentlich nichts Außergewöhnliches — und trotzdem fühlte er, wie sich seine Perspektive immer mehr verschob. Vielleicht kam es daher, daß in diesem stillen Mundelfingen jedes leise Geräusch wie ein Lärm wirkte; vielleicht war es aber auch sein eigenes Gemüt, das in der fremdartigen Ruhe empfindlicher wurde. Die überlegenen und ironischen Andeutungen des alten Hoffmann, aus denen fast etwas wie Mitleid klang, blieben ihm mit beklemmender Beharrlichkeit gegenwärtig, jeden Augenblick bereit, Unruhe zu stiften. Ach, und da war, hinter ihnen, das Bild dieser Isa Dobler, eines wohl ganz gewöhnlichen Fräuleins aus der Provinz, das ihm trotzdem zu schaffen machte. Und nun saß er hier, auf dem Friedhof, allein und nicht sehr glücklich, sah das Grab eines Menschen, den er nicht gekannt hatte und der ihm doch so nahe war wie niemand sonst auf der Welt, weil er sein ganzes Leben bestimmte . . . Dieser Hoffmann hatte es wahrhaftig fertiggebracht, die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu vernichten: Das Tatsächliche bekam ein zweites Gesicht, alles geriet ins Gleiten.

*

Die Werft hatte geschrieben. Wie lange Sinklar noch wegzubleiben gedenke? Er werde wohl anerkennen, daß man ihm sehr entgegengekommen sei: Weiterzahlung des Gehalts während einer fast drei Monate dauernden Untersuchungshaft und eines Urlaubs, der nun auch schon in die dritte Woche ginge. Man verstehe ja, daß er erholungsbedürftig sei. Andererseits jedoch —? Kurz: Man erwarte seine Rückäußerung . . . Der Personalchef, der ihm von jeher wohlwollte, fügte handschriftlich einen Tip an, der nicht mit dem Durchschlag zu den Akten zu kommen brauchte: „Wenn Sie noch länger schwänzen wollen, so schicken Sie wenigstens ein ärztliches Zeugnis! Ich werde dann sehen, ob ich noch vierzehn Tage für Sie herausschinden kann!“

So, so? Sinklar saß im Lehnstuhl. Über dem Garten hing ein schwerer grauer Nachmittag, ganz stumm und regungslos; mit der Dämmerung würde es wohl zu regnen beginnen. Die Erwartung des Regens war in der Luft; ein paar Schwalben schossen kreischend über die Wipfel. Solch schwere graue Tage gab es in Kiel auch, aber dort legte sich dann der Kohlenqualm dick auf das Wasser . . .

Das Bild der Werft stand plötzlich da, und Sinklar schüttelte den Kopf. Nein! Einfach unmöglich! Er konnte nicht nach Kiel zurück, jedenfalls jetzt noch nicht. Es war wohl am anständigsten, gleich zu kündigen.

Aber während er aus lauter Faulheit nicht aufstand, um an den Schreibsekretär zu gehen, sondern sitzenblieb und nachdenklich in den Garten hinausstarrte, kamen ihm menschlich-kleine Bedenken. Wovon sollte man leben? Er fing an, zu rechnen. Seine Ersparnisse würden noch ziemlich lange reichen; denn er brauchte hier so gut wie nichts, war mit dem Gemüse des Gartens und ein paar Kartoffeln zufrieden. Aber ewig konnte es doch nicht gehen. Was dann? Es war wohl am besten, man schob eine bestimmte Antwort noch einmal hinaus, solange es möglich war, und schickte einstweilen das verlangte ärztliche Zeugnis.

Oh — Fräulein Doblers Vater war ja Bezirksarzt! Eine nette Gelegenheit, ihr wieder zu begegnen! Morgen also wollte er hingehen.

Zufrieden mit dieser klugen, wenn auch nur vorläufigen Entscheidung der Sache, wandte Sinklar den Blick von der immer tiefer sinkenden Himmelsdecke ab. Ja, natürlich, da hing Tante Emilies Bild und sah ihn an. Es dünkte ihn, er habe eigentlich schon längere Zeit hindurch gespürt, daß ihn jemand ansah.

Dieses junge Mädchen war ihm, seit dem Anfang ihrer stummen Bekanntschaft, als der Inbegriff reiner Lieblichkeit erschienen — eine von jenen Begegnungen, bei denen man denkt: Schade, daß es so etwas heute nicht mehr gibt! Vielleicht trug auch die grünseidene Krinoline, die von der unteren Rahmenleiste abgeschnitten wurde, zu dem heiteren und liebenswürdigen Eindruck bei. In den klugen Augen lagen Offenheit und Unbefangenheit. Aber während Sinklar jetzt zum hundertsten Male diesem Blick begegnete, schien sich dessen Art in der sonderbarsten Weise zu verändern: Etwas Überlegenes, ein freundlicher Spott, redete daraus.

Was geht mit dir vor, mein Junge? Er konnte sich nicht freimachen davon. Ja, was geht hier vor?

Die Dämmerung ist schon so dicht, daß man die Farben des Bildes nicht mehr unterscheiden kann. Vor dem völlig dunklen Hintergrunde schimmert das Gesichtchen, wie das Antlitz eines lebendigen Menschen.

Sinklar redet es an. Er hört seine Stimme und wundert sich darüber; denn die Stimme schwebt wie etwas Selbstständiges im Raume, wie eine Brücke zwischen ihm und dem jungen Mädchen, und wer auf dieser Brücke geht — —

Sinklar hört sich fragen: „Du bist doch da? Es gibt doch keine Grenze mehr, jetzt? Etwas ist beiseitegeschoben — eine gläserne Wand oder so . . . Die Welt, scheint mir, besteht aus verschiedenen Ebenen, nicht wahr? Ebenen — das ich klar —, die parallel zueinander liegen, können sich niemals schneiden, ausgenommen im Unendlichen. Aber das ist das einzige mathematische Axiom, an dem man zweifeln kann. Lassen wir diese euklidische Elementarsimpelei! Wie



Bunte Chronik



Der Raub der schönen Helena.

Ein „Trojanischer Krieg“ im kleinen tobt zwischen zwei Dörfern in Griechenland. In dem Dorfe Nassia wohnte eine wunderschöne Bauerntochter namens Helena, die ob ihres Liebreizes weit und breit berühmt war. Nicht nur sämtliche jungen Burschen von Nassia, sondern auch die männliche Einwohnerschaft des Nachbardorfes interessierte sich brennend für das schöne Mädchen, und Helena konnte sich vor Heiratsanträgen kaum retten. Mit mühsam verhohlenem Neid bemerkten die übrigen jungen Mädchen der beiden Dörfer, wie die schöne Helena ihnen den Liebsten abspenstig zu machen drohte. Eines Tages aber verbreitete sich in Nassia wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß Helena verschwunden sei. Bald hatte man auch herausbekommen, daß sie von einem jungen Burschen des Nachbardorfes — anscheinend sogar mit ihrer Einwilligung — entführt worden war. In der ersten Erregung bewaffneten sich die männlichen Einwohner von Nassia mit Knüppeln und Peitschen und zogen racheforderend nach dem Nachbardorf. Dort hörte man schon von weitem das Feldgeschrei der anrückenden kriegerischen Mannschaft und traf in aller Eile Gegenmaßnahmen. An der Grenze zwischen beiden Gemeinden kam es zu der ersten Schlacht, in der es ungezählte Beulen und blutige Striemen setzte. Dann zogen sich beide Heerhaufen nach entgegengesetzten Richtungen zurück. Den Aufenthaltsort der schönen Helena und ihres mutigen Entführers hatte aber keines der beiden feindlichen Heere ausfindig machen können. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Die jungen Burschen von Nassia drohten, das Nachbardorf in Brand zu stecken, wenn man ihnen nicht sofort das Versteck Helenas verrate. Da das aber nicht möglich ist, weil selbst die Freunde des Entführers keine Ahnung davon haben, muß man erneut Vorsichtsmaßnahmen gegen einen nochmaligen Überfall treffen. Die Einwohner beider Dörfer befinden sich in begreiflicher Erregung, wahrscheinlich wird der Krieg so lange toben, bis ihm die Polizei energisch und nachdrücklich ein Ende macht. Die einzigen, die sich über das Verschwinden der schönen Helena freuen, sind die jungen Mädchen, die bisher im Schatten des Ruhms ihrer mächtigen Rivalin standen.

Die Wildwestgeschichte des englischen Lords.

Unerwartete Folgen zeitigte eine Rede, die der bekannte Lord Lonsdale, „Englands erster Sportsmann“, anläßlich eines Festbanketts in einem der exklusivsten Klubs Londons hielt. Lord Lonsdale war in feuchtfröhlicher, ausgelassener Stimmung und erzählte angeregt von seiner Jugendzeit, die er als Cowboy im wilden amerikanischen Westen verbracht hat. Er schilderte das romantische, aber auch gefahrvolle Leben in Wildwest und setzte seinem Bericht die Krone auf, indem er anschaulich einen Überfall auf eine Postkutsche ausmalte, an dem er selbst beteiligt gewesen war. Zufällig hatten diese Ausführungen auch einige amerikanische Pressevertreter mitangehört, und wenige Tage später erschienen in amerikanischen Sensationsblättern groß aufgemachte Artikel über Lord Lonsdale und seine Cowboy-Zeit, einige trugen sogar die Überschrift „Englands erster Sportsmann — ein Gangster“. Bestürzt wandte sich der greise Lord an die Redaktionen der in Frage kommenden Zeitungen und verlangte, daß Berichtigungen veröffentlicht werden sollten. Vor allen Dingen sollte die Geschichte von dem Postkutschen-Überfall richtig gestellt werden. Er erklärte jetzt, daß das, was er in fröhlicher Weinlaune erzählt hätte gröblich mißverstanden worden sei, er habe sich nicht an dem Überfall, sondern an der Abwehr der Räuber beteiligt.

Der Trompeter von Bionville gestorben.

In der württembergischen Gemeinde Oberhausen starb dieser Tage im Alter von 91 Jahren der Veteran Fridolin Blattner. Der Verstorbene war weit über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus berühmt als der Trompeter von Bionville. Er war bis in sein hohes Alter von seltener Rüstigkeit und wurde oft von durchreisenden Fremden besucht, denen er von dem Kriege 1870/71 erzählte.



Rätsel-Ecke



Reimergänzungs-Rätsel.

Selbst der herrlichste Ge —
Schafft dir bitteren Ver —,
Schlürfst du ihn im Ueber —.
Und die schmerzlichste Ent — ⌣
Zwingt dich schließlich zur Ver — ⌣
Gab sie köstliche Be — ⌣.

Suche die Endreime, um den obigen Spruch von Otto Promber zu vervollständigen.

*

Unterstell-Rätsel.

Die Wörter: Schreibtisch, Schere, Feder, Papier, Papierkorb, Manuskript, Tinte, Gummi und Korrespondenz sind so untereinander zu bringen, daß von oben nach unten ein neues, mit „R“ beginnendes Wort zu lesen ist.

*

Verwandlungs-Rätsel.

Den Wörtern: Aula, Eile, Karo, Egel, Laube, Buch, Meer, Lachs, Rind, Kirche, Moor sind je ein Buchstabe anoder einzufügen, damit neue sinnvolle Wörter entstehen. Bei richtiger Lösung nennen die neuen Buchstaben (untereinandergestellt) ein bedeutendes Fest.

*

Ein deutscher Dichter.

Die Erste sprichst du fragend oft,
Der Schiffer auf die Zweite hofft;
Das Ganze ist im deutschen Land
Als Dichtername wohlbekannt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 141.

Ausfüll-Rätsel:

n
See
Sonne
Damwild
Saege
Inn
d
Sommerson
= Sommersonnenwende.

*

Kreuzwort-Rätsel:



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.

aber, wenn sich die Lage der Ebene ein ganz klein wenig ändert? Du dort, ich hier — auf einmal berühren sie sich: Man begegnet einander auf einer gemeinsamen Linie . . ."

Während Sinklar so vor sich hinspricht, wird sein Blick, der im stärkeren Dunkel nur noch durch das Gefühl mit den Augen des Bildes verbunden war, abgelenkt. Unter dem Bilde steht die Reihe der französischen Bücher auf der Kommode. Dorthin sieht er — und verstummt.

*

Ein hübsches Haus, ein allerliebster Garten. Am Zaun ist ein Porzellanschild: „Dr. Ferdinand Dobler, prakt. Arzt, Bezirksarzt."

An einem Fenster des ersten Stockwerks erscheint Isas freundlicher Blondkopf. Sie erkennt Sinklar, nickt lächelnd: „Einen Augenblick!" Dann begießt sie erst in aller Ruhe die Fuchsien auf dem Fenstersims mit einem blauen Gießkännchen, das einen sehr langen Hals hat.

Sinklar lächelt zurück: „Ich habe Zeit!"

Schließlich kommt Isa Dobler den Kiesweg herunter und öffnet die harmlos-geheime Vorrichtung, mit der die Tür verschlossen war. „Ich hoffe, Sie meinen mich mit diesem Besuch?" fragt sie. Oder fehlt Ihnen etwas?"

„Glauben Sie, was Ihnen angenehmer ist!" erwidert er. „Beides trifft zu."

„Selbstverständlich ist es mir nicht angenehm, daß Ihnen etwas fehlt. Also kommen Sie meinetwegen! Was sagen Sie zu meinem Garten? Die Georginen haben schon ganz dicke Knospen. Und sehen Sie die Dahlien! Ich glaube, wir kriegen einen frühen Herbst. Aber einstweilen gibt es noch Sonnenblumen und Malven — schießen sie nicht wie rosa Raketen in die Luft? Verstehen Sie überhaupt etwas von der Gärtnerei?"

„Wenig", antwortet Sinklar. „Ich habe zeitlebens am Rechentisch gesessen; da verliert man die Verbindung mit der Natur. Aber seit ich in Mundelfingen bin, habe ich ja meinen eigenen Garten und arbeite darin; das macht mir viel Kopfzerbrechen, und ich glaube, daß ich schon eine Menge Unsinn angerichtet habe."

Isa lacht. „Ich werde es mir einmal ansehen, wenn es Ihnen recht ist. Hoffmann soll mich begleiten. Es wird ihm eine willkommene Gelegenheit sein; er hält große Stücke auf Sie."

Sinklar wundert sich über die Maßen. „Auf mich? Aber er beschimpft mich doch immer! Er behandelt mich, als ob ich nicht bis drei zählen könnte!"

„Nun, vielleicht können Sie es auch nicht? Indessen tut das der Liebe keinen Abbruch; Hoffmman, müssen Sie wissen, betrachtet Sie als eine Art Vermächtnis, das er von Fräulein Schaller übernommen hat. Das genügt!"

„Er war mit meiner Tante sehr befreundet — soviel ist mir bereits klargeworden."

Isa sieht ihn an. „Befreundet? Hm . . . Ja. Mindestens . . . Ich kenne diese Dinge nicht; sie haben sich abgespielt, ehe ich auf der Welt war. Mir scheint — meine ganz private Meinung, Herr Sinklar! —, daß Tante Emilie seine „große Liebe" war. Übrigens wird er wohl auch Ihnen kaum etwas davon erzählen. Wozu auch?"

Sinklar schweigt nachdenklich.

„Sie sehen wirklich nicht sehr gut aus."

„Ja, ich bin wohl ein wenig nervös. Eben deshalb wollte ich zu Ihrem Herrn Vater."

Das Wartezimmer ist leer; die Tür zum Ordinationszimmer steht offen. Der Sanitätsrat, der schon durch die Vorhänge gesehen hat, kommt ihm entgegen. „Meine Tochter hat mir von Ihnen erzählt, übrigens auch der Amtsrichter Freund." Während Dobler dies mit verbindlichem Lächeln sagt und ihm die Hand schüttelt, mustert er ihn mit scharfen, gescheiten Augen; sie sind ebenso graublau wie die seiner Tochter.

Sinklar bemerkt mit Erstaunen, daß Isa einen weißen Arztkittel überzieht. Der Sanitätsrat fängt den Blick auf und erklärt: „Isa ist nämlich geprüfte Krankenschwester; sie führt mein Journal und nimmt ihrem armen Vater schweres Geld dafür ab. Haben Sie Hemmungen? Soll ich sie hinausschicken?"

Sinklar kämpft wirklich mit Verlegenheit. Jawohl: Er hat Hemmungen; das Fräulein sollte weggehen . . . Aber andererseits fürchtet er, sie zu kränken. „Nein! Wieso?" sagt er heroisch. „Zudem handelt es sich um die harmloseste Sache der Welt!"

Isa setzt sich an den Schreibtisch hinter der spanischen Wand. Das bedeutet schon eine Erleichterung; sie ist jetzt gewissermaßen nicht mehr persönlich da, sie ist nur noch ein Diktaphon. Der Arzt fragt nach Sinklars Personalien; hinter der spanischen Wand kritzelt die Feder. Dann muß Sinklar die Jacke ausziehen und das Hemd über die Schultern herunterstreifen. Er wird beklopft und behorcht, kriegt einen Stoß in die Weiche und mit der Handkante einen Schlag unter die Kniescheibe, daß er hochhüpft. Er muß husten und mit geschlossenen Augen dastehen. Und endlich sagt der Sanitätsrat grinsend: „Kleiner Neurastheniker! Opfer der Zivilisation! Ich werde Ihnen ein Attest ausstellen, daß Ihr Personalchef eine Gänsehaut nach der anderen kriegt! Ausgeschlossen, daß Sie in absehbarer Zeit wieder mit der Bureauarbeit anfangen! Schreib mal, Isa: „Herr Ingenieur Friedrich Sinklar — —" Unter uns, lieber Freund: Sie sind wirklich ganz verdammt mit den Nerven herunter! Wenn Sie der Huberbauer aus Simmeliberg wären, würde ich Ihnen jetzt eine großmächtige Flasche Medizin verschreiben, ut aliquid fieri videatur; da Sie aber ein sogenannter gebildeter Mensch sind, so sollte es eigentlich auch ohne Hokuspokus gehen. Wie wäre es aber mit einem Sanatoriumsaufenthalt? Ich kann Ihnen zu diesem Zwecke das Haus Moosleite Nr. 26 empfehlen. Es ist wunderbar still dort; gute Luft, schöne Gegend, ein bißchen körperliche Arbeit . . ."

„Hm, ja", sagt Sinklar mit einem Versuch, zu lächeln, und wirft einen Blick auf seine Jacke, die über der Stuhllehne hängt.

„Natürlich: Jetzt können Sie sich wieder anziehen!" Der Arzt diktiert das Zeugnis.

Sinklar knöpft sein Hemd zu, bindet umständlich die Krawatte. Bleibt Isa denn immer noch da?

Sie hat wohl gespürt, daß er sie wegwünscht; denn sie klappt Journal und Tintenfaß zu, kommt hinter der Rollwand hervor und sagt: „Ihr braucht mich gewiß nicht mehr? Sehen Sie sich nachher noch meinen Garten an? Da können Sie was lernen!"

Die Herren bleiben allein. „Ich habe noch etwas auf dem Herzen, Doktor!" sagte Sinklar. „Aber ich erzähle es Ihnen nur, wenn Sie mir versprechen, wenigstens nicht gleich von Anfang an darüber zu lachen!" Er berichtet, wie er gestern, gegen Abend, in seinem Wohnzimmer saß und das Bild betrachtete. „Eine ganz eigentümliche Stimmung, Herr Sanitätsrat! Übrigens: Haben Sie meine Tante gekannt?"

„Nur flüchtig. Als ich ihre nähere Bekanntschaft machte, war es zu spät; ich mußte nämlich den Totenschein ausstellen."

„So? Ja . . . Also: Ich saß da und war sehr nachdenklich . . . Das heißt: „Nachdenklich" ist nicht das richtige Wort. Ich empfand so vor mich hin. Alles war still. Plötzlich sehe ich, wie sich in der Bücherreihe unter dem Bild etwas bewegt . . . Eine Maus? Keineswegs! Nun — denken Sie: Eines der Bücher, die da nebeneinanderstehen, wird herausgenommen —!"

„Von wem?"

„Von niemand! Aber es war dieselbe Bewegung, als ob eine Hand es täte: Die obere Kante des Rückens neigte sich nach vorn, dann rutschte das ganze Buch heraus und legte sich lautlos und ordentlich auf die Platte der Kommode . . . Zum Teufel: Warum lachen Sie nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Jagd ist auf!

Skizze von Wilhelm Hochgreve.

Ein lauer Sommerabend ist's, an dem ich auf meinen Bock passe. Gestern erbeutete ich einen alten mit zurückgesetztem Gehörn, der fast 40 Pfund wog, hinten in den Vorbergen, wo Kalk wächst und die Böcke gut aufhaben. Nun soll ich heute auch einen braver Harzer schießen, den der Jagdhüter hier im Goldrutengestrüpp vor vierzehn Tagen bestätigte.

Ich sitze in guter Deckung. Ein wundervoller Wind trägt mir den Dunst der blumenreichen Wiesen zu. Ich habe weite Sicht rundum und kann den Hauptteil der Blöße überschauen. Die Singdrossel, die beste in dem bunten Chor der gefiederten Sängerinnen des Harzes, schmettert ihr Lied silberhell aus der Fichtenwand zur Rechten. Zaunkönig, Schwarzplättchen, Dorngrasmücke, Rotkehlchen, Buchfink und Waldrotschwanz sind sangesfroh wie im Mai, vom nahen Felde her läßt sich der Hänfling vernehmen, hinten in der Dickung jetzt auch Zeisige und Meisen. In den Altfichten rechts wiehert ein Specht, schnalzt ein Kleiber, und nun wird auch der Ringeltäuber laut.

Ein anderer antwortet, noch einer. Ein Häher rätscht dazwischen. Klatschend streicht der eine Täuber ab, klatschend fällt er wieder ein. Ein Bussard über mir, nein — und meine Augen werden größer —: ein Gabelweih rudert mit weichen Schwingenschlägen in hoher Luft über meinen Berg. Fahr wohl du herrlicher, seltener Gast, komm keinem Raubtier in Menschengestalt vor die Flinte! Ein helles weidfrohes Kick-kick-kick irgendwo — — das war doch der Weih nicht, da wird ein Sperber jagen, aber ich sehe ihn nicht.

Die bunte Vogelwelt wird stiller. Aber zwei, drei Singdrosseln und ein paar Rotkehlchen in meiner Nähe lassen nicht nach, obwohl der Abend sich meldet. Vom Felde kommt das Kirrä, kirrä eines lockenden Rebhuhns. Schnarrend streichen von den Talwiesen, wo sie wurmten, ein halbes Dutzend Misteldrosseln ab, umzanken einen Kuckuck, den sie wohl nach Größe und Färbung für einen Sperber halten, und tauchen in die hohen Fichten.

Im Westen vergoldet die scheidende Sonne die Turmspitze des alten Schlosses, das auf steilem Bergkegel aus der Ebene ragt, Fensterscheiben blitzen auf — da reißt ein Laut meinen Kopf nach rechts und nach oben, ein seltsamer Laut im Brachmond, um so häufiger zur Zeit der ersten Waldblumen: eine Schnepfe streicht quorrend hoch über mir hin, verschwindet im Dämmerlichte des Abends und „quorr, quorr" streicht sie wieder her und hin.

Eine Ricke mit zwei Kitzen, denen ein schwacher Spießer folgt, lenkt meinen Blick nach links, und jetzt fällt mir wieder ein, weshalb ich eigentlich hier oben nun schon zwei Stunden sitze. Mein Sechserbock soll kommen! Was wird das starke Brechen dort hinter der Welle sein? Schon Rotwild? Eine Bache mit Frischlingen?

Mein Ohr strengt sich an und hört Rotwild. Da hebt sich ein Kolbengeweih über das Gestrüpp auf der Welle, noch eins, ein drittes. Mein Jagdglas zeigt mir drei, jetzt vier Hirsche, drei, von denen jeder auf sechs, einen, der wohl auch auf acht bis zehn Enden kommen wird. Und nun schaukeln über alle hinaus die massigen Kolben eines ganz Starken.

Ich habe jetzt sieben Hirsche auf kaum achtzig Meter vor mir. Ihre Körper verschwimmen schon mit den Brombeerhügeln, dem Himbeer- und Goldrutengestrüpp, aber wenn sie die Häupter heben, dann sehe ich sie noch alle gut mit dem Glase, und ich wage kaum nach rechts zu sehen, wo mein Bock schon äsen müßte. Ich neige den Kopf nach vorne, um das Gesicht zu verblenden, denn die Hirsche werfen wiederholt auf und sichern, unruhig spielen die Lauscher, und ich schiele nach rechts.

Auf einer freien Fläche, wo nur Graswuchs ist, steht ein Reh. Das Glas mag ich jetzt nicht mehr heben, ich könnte mich verraten, und so bilde ich mir nur ein, das da unten mein Bock steht. Aber wenn ich ihn auch sicher ansprechen könnte und das Korn auf sein Blatt brächte, ich würde dennoch um keinen Preis schießen.

Der sieben Hirsche wegen tue ich es nicht. Morgen ist auch ein Tag. Da will ich's in der Frühe versuchen, und um Mittag, wenn bis dahin die Kugel im Laufe blieb; denn um diese Stunden, weiß ich, sind Hirsche nicht draußen auf der freien Blöße, da wählen sie heimlichere Plätze in der Dickung und auf ihren engen Schneisen. Wenn es irgend angeht, meide ich jede Störung dieser Edelherren im deutschen Walde.

So wartete ich kauernd und lauschend, bis das Brechen des Geknäcks unter den ziehenden Schalen verhallt. Die Nacht lockt das Wild auf die saftigen Wiesen im Talgrunde. Eulen kichern und geistern um meine Höhe, es wird dunkel. Da — ich fahre zusammen. Ganz nahe bei mir, so nahe wie noch nie — und ich verbringe doch jedes Jahr zwei Monde in den Wäldern — bellt ein Fuchs auf, so nahe, daß meine Trommelfelle sausen. Er bellt schrill und heiser, noch einmal und wieder. Auf keine acht Schritt habe ich ihn bei mir. Ich denke, „jetzt fängt er Wind von dir", und sehe ihn schon mit gehobener Lunte in die Dickung fliegen.

Aber alles bleibt still. Im fernen Forsthause schlägt ein Hund an, sonst haben die Eulen allein das Wort. Da höre ich unten im Lande den Elf-Uhr-Zug rollen, und behutsam drücke ich mich auf den Pürschweg, auf dem wir uns durch die Dickung schleichen, wenn wir am frühen Morgen zum Einwechsel des Wildes am Platze sein wollen.

In einer Stunde bin ich im Jagdhaus am Buchenkopfe, wohin mich der Weg durch Fichtenhochwald, wo um die Nachtzeit kein Wild steht, führt. Der Jagdherr und der Wildhüter werden noch mal hoch in ihren Federn und suchen nach meinem Bruch. Ich erzähle, was ich erlebte, und brauche nicht zu versichern, daß dieser Tag herrlich war, wenn er mir auch keinen Bock in den Rucksack brachte.

Knapphans und Friedrich Wilhelm III.

Eine Anekdote.

An der Stelle der Schloßwache stand früher in Berlin ein altes baufälliges Gebäude, das die Wachkompanie enthielt. Ein alter Veteran aus der Zeit Friedrichs des Großen hatte das Privileg, in diesen Wachräumen Eßwaren und Getränke für die Soldaten feilzubieten. Man nannte ihn den Knapphans.

Jahre hindurch verrichtete der Knapphans seine Geschäfte zur Zufriedenheit. Jeden Morgen, wenn er zu den Wachräumen schritt, mußte er am Schloß vorüber, und jedesmal, genau auf die Minute, sah er hinter dem Fenster Friedrich Wilhelm den Dritten, der sich am Barometer zu schaffen machte, um das Wetter zu beobachten. Der Knapphans zog tief seine Zipfelmütze, und freundlich lächelnd nickte der König, der für seine Kürze bekannt war.

Eines Tages wurde der Knapphans in argen Schrecken versetzt. Das alte Wachgebäude sollte abgerissen und ein neues aus Stein errichtet werden. Ihm wurde bedeutet, daß dann auch sein Privileg erloschen sei, da es nur für das alte Gebäude Geltung habe. In seiner Not beschloß der Knapphans, sich an den König zu wenden. Da er aber dessen Vorliebe für Kürze kannte, so enthielt sein Gesuch nur acht Worte.

„Da die Königswache gebaut wird, wo bleibt Knapphans?"

Mit diesem Gesuch bewaffnet, ging er einen Tag später wieder auf seinen Handel aus. Wieder stand der König am Fenster, um nach dem Barometer zu sehen. Diesmal aber grüßte der Knapphans nicht nur, sondern er begann mit seinem Bittgesuch zu winken.

Der König bemerkte, daß er ein Anliegen habe und öffnete das Fenster. Schweigend reichte ihm der Knapphans die Schrift hinein, schweigend las sie der König und schloß dann wortlos das Fenster, nachdem er ihm erst zugenickt hatte. Der arme Alte wußte nicht, was er daraus machen sollte, als ein Hofbeamter auf ihn zutrat und ihn aufforderte, sich die Entscheidung des Königs von dem Baumeister abzuholen, der die neue Wache baute.

Am nächsten Tage kam er zu diesem Herren, der ihn lachend empfing. In seiner Hand sah der Knapphans seine eigene Bittschrift. Der König hatte nur zwei Worte umgestellt und seine Unterschrift darunter gesetzt.

„Wo die Königswache gebaut wird, da bleibt Knapphans. Friedrich Wilhelm." Der König hatte verfügt, daß extra für den Knapphans ein kleines Häuschen aus Holz neben der Wache gebaut würde.

So hatte das Gesuch trotz seiner Kürze einen vollen Erfolg gehabt.